

HEYNE <

ZUM BUCH

Emma griff nach ihrem Handy, wählte, und als Pieter Schill sich verschlafen meldete, erklärte sie:

»Wir verklagen meinen Schutzengel!«

»Wie bitte?«

»Meinen Schutzengel – wir verklagen ihn!«

»Wer?«

»Sie und ich.«

»Wegen was?«

»Unterlassene Hilfeleistung.«

Das Schweigen am anderen Ende der Leitung war so tief und umfassend, als wäre Emma mit dem Kosmos selbst verbunden. Endlich räusperte sich Pieter Schill. »Reicht es Ihnen nicht, sich mit einem Halbgott in Weiß anzulegen? Müssen Sie nun auch noch Gott selbst ins Visier nehmen?«

»Nicht Gott«, widersprach Emma, »nur einen seiner Engel.«

»Und Sie meinen, die stecken nicht unter einer Decke? Nur so zum Spaß gefragt?«

ZUM AUTOR

Noel Hardy wurde in Berlin geboren, von Eltern, Kinder-mädchen und Jesuiten erzogen und lebt heute als Schriftsteller und Drehbuchautor in München. Er ist verheiratet und konnte sich bisher immer auf seinen Schutzengel verlassen.

NOEL HARDY

**Der Advent,
in dem Emma
ihren Schutzengel
verklagte**

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 11/2013

Copyright © 2013 by Noel Hardy
Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Steffi Korda
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung und -motiv: © Eisele Grafik·Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41038-1

www.heyne.de

SCHWEBENDES VERFAHREN:

*Juristisches Verfahren, das bereits gerichtsanhängig,
aber noch nicht durch ein Urteil abgeschlossen
oder dessen Urteil noch nicht rechtskräftig ist.*

*Während eines schwebenden Verfahrens
können weitere Ermittlungen stattfinden.*

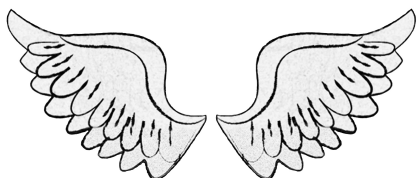
ENGELSBESUCHE:

*Wunderbare Begegnung von kurzer Dauer
und seltenem Auftreten.*

BREWER'S DICTIONARY OF PHRASE AND FABLE

*»Wir sind Engel mit nur einem Flügel.
Um fliegen zu können, müssen wir
einander umarmen.«*

LUCIANO DE CRESCENZO



Sarah Anne war ein Jahr alt, und hinterher konnte niemand genau sagen, warum das Fenster mitten im Winter so lange offen gestanden hatte oder wie das Mädchen überhaupt auf das Fensterbrett gelangt war. Die Wohnung lag im elften Stock, es schneite, und Sarah krabbelte am Sims des Küchenfensters entlang und versuchte, nach den vor ihr tanzenden Flocken zu greifen.

Zeugen erzählten später, von unten habe man nur den kleinen Kopf und eine winzige Hand gesehen, bis das Kind sich aufzurichten begann. Leicht schwankend stand Sarah in ihrem Strampelanzug aus gelber und oranger Wolle neben einem Tontopf auf dem Fensterbrett und ruderte mit beiden Ärmchen in dem wirbelnden Schneegestöber herum, bis sie das Gleichgewicht verlor.

Nicht alle Zeugen erinnerten sich an dasselbe: manche wollten das Lächeln auf dem Gesicht des Mädchens schon gesehen haben, bevor es stürzte. Andere meinten, der Strampelanzug wäre violett und rot gewesen. Und

wieder andere behaupteten, das Kind hätte gar nicht nach den Schneeflocken gegriffen, sondern nach der Kresse in dem Topf. Einig waren sich alle nur darin, dass es schneite und dass nicht der leiseste Windhauch wehte, als Sarah aus dem Fenster im elften Stock stürzte.

Jeder sah den winzigen Körper fallen. Jeder wusste auch noch, dass alle Zuschauer entsetzt aufgeschrien hatten, denn unter dem Fenster gab es nichts, was den Sturz hätte aufhalten können – keinen Baum, keine Büsche, nicht einmal einen überdachten Fahrradständer oder Mülltonnen mit Plastikdeckeln, nur nackten, vereisten Asphalt. Danach gingen die Erinnerungen wieder auseinander. Erneute Einigkeit herrschte lediglich darüber, dass eine jäh heranbrausende Sturmbö Sarah gepackt und mit sich gerissen hatte, um sie sacht auf einer gut zehn Meter entfernten Schneewehe abzusetzen, wo sie dann, noch immer selig lächelnd, von den staunenden Zeugen gefunden wurde.

Zur selben Zeit ließ im OP 3 der Universitätsklinik ein Gefäßchirurg das schlaffe Herz, das er in den letzten fünf Minuten mit den Fingerspitzen massiert hatte, in die offene Brust des Infarktpatienten zurückgleiten und trat vom Operationstisch zurück. Erschöpft zog er die blutglänzenden Handschuhe aus, nahm den Mundschutz ab und sagte: »Eintritt des Todes: sechzehn Uhr sieben. Sie können ihn zumachen.«

Der Anästhesist schaltete die Geräte ab. Der Chirurg verließ den OP und murmelte: »Sieben Stunden ... sieben Stunden ...« Sein Assistent löste die Aderklemmen, entfernte die Rippenspreizer und begann, die Haut über dem Brustkorb des Patienten zuzunähen.

Er war fast fertig und wollte gerade die Leuchte über dem Tisch ausschalten, als der Tote die Augen öffnete und sagte: »Ich glaube, heute probiere ich mal die Kalbsleber.«

Nur wenig später entdeckte am anderen Ende der City – dort, wo auf dem Stadtplan das warme Rosa des Zentrums mehr und mehr vom dünnen Grün der Randgebiete abgelöst wird – die Besatzung eines Streifenwagens ein klaffendes Loch im Maschendrahtzaun einer Autowerkstatt. Der Polizeiobermeister, dem das Loch aufgefallen war, stieg aus. Langsam ließ er den Lichtstrahl seiner Taschenlampe über das schneebedeckte Gelände der in völliger Dunkelheit liegenden Werkstatt wandern.

Er bemerkte frische Fußspuren, die vom Zaun tiefer in den Hof führten und zwischen den abgestellten Fahrzeugen verschwanden. Nach kurzem Zögern zwängte er sich durch das Loch, um den Stiefelabdrücken zu folgen. Der Schnee knirschte unter seinen Sohlen. Weiße Flocken stoben durch den Lichtkegel seiner Lampe, bevor sie auf die Dächer der Autos fielen.

Er sah den Einbrecher erst, als er direkt vor ihm stand. Der Mann kauerte kaum einen Meter entfernt zwischen einem Honda Accord und einem Fiat Punto. In der Hand hielt er eine automatische Pistole, die noch trocken war, obwohl Schultern und Mütze des Mannes im Lichtschein vor Nässe schimmerten. Die Mündung der Waffe wies auf den Bauch des jungen Polizeiobermeisters, dem in diesem Augenblick klar wurde, dass ihm keine Zeit mehr bleiben würde, seine Dienstwaffe aus der Halfter an der Hüfte zu ziehen. Er sah es an den Augen des Mannes:

Sie starrten ihn aus dem im Schatten liegenden Gesicht an, ohne zu blinzeln. Er sah auch, wie sich der Finger am Abzug krümmte. Er schloß die Augen.

Doch der Knall blieb aus. Immer wieder klickte der Hammer auf das Metall der Patrone, die nicht zünden wollte. Wütend schleuderte der Mann die Pistole nach dem Polizeiobermeister, sprang auf und verschwand im dichten Schneetreiben. Der Polizeiobermeister bückte sich, um die Pistole aufzuheben. Im selben Moment löste sich der Schuss. Funken sprühend schlug die Kugel eine Delle in den Kotflügel des Fiat Punto, bevor sie als Querschläger davonsirrte und den fliehenden Einbrecher in den linken Oberschenkel traf, wovon zunächst nur ein unterdrückter Fluch kündete.

Diese drei Vorfälle waren der Anfang einer Reihe unerklärlicher Ereignisse – manche sprachen sogar von Wundern –, die kurz vor Weihnachten begannen und sich zwischen Heiligabend und Silvester auf fast beunruhigende Weise häuften.

In einer Parkbucht am Zubringer stieg ein von tiefem Kummer erfüllter Mann aus seinem rostzerfressenen Skoda und stapfte bedächtig über die Böschung zu der frisch geräumten Autobahn. Ruhig betrachtete er die vorbeirasenden Fahrzeuge, bis er einen Lastzug mit überhöhter Geschwindigkeit herandonnern sah. Als der Lastwagen nah genug war, sprang der Mann in den blendenden Lichtkegel der Scheinwerfer, um seinem Leben ein Ende zu setzen. Doch er rutschte auf der überfrierenden Nässe aus und fiel der Länge nach hin. Zugmaschine und Hänger schlitterten über ihn hinweg, ohne dass er auch nur einen Kratzer davontrug.

In der Kantine eines Pharmakonzerns trat der Leiter der Personalabteilung vor die überraschend zusammengerufene Belegschaft und verkündete, dass in Zukunft die einzige Rendite, die wirklich zähle, der Zuwachs an Humankapital sei. Das bedeute, keine betriebsbedingten Entlassungen oder Freistellungen mehr, Rücknahme aller in den letzten Wochen ausgesprochenen Kündigungen und für jeden Mitarbeiter ein dreizehntes Monatsgehalt, sogar für die Betriebsräte.

Auf der internen Weihnachtsfeier der nur zwei Straßen weiter gelegenen Versicherung geschah ein weiteres Wunder: Der Firmencasanova aus dem Vertrieb widerstand selbst nach mehreren Tassen Punsch dem aufreizenden Locken des Partygirls der Abteilung, um stattdessen sein unwiderstehliches Lächeln voll aufrichtiger Zuneigung dem scheuen Mauerblümchen aus der Buchhaltung zu schenken, das ihn seit Jahren anhimmelte.

Schon auf der Rolltreppe zu dem weihnachtlich schimmernden Spielzeugparadies des Kaufhauses beim Hauptbahnhof verwandelten sich die elfjährigen Zwillinge Ira und Patricia – zwei unablässig kreischende, launische, egoistische, verwöhnte Satansbraten aus dem Backofen des Teufels – zum fassungslosen Erstaunen ihrer Mutter in kleine Engel. Mit entzückendem Lächeln und glänzenden Augen schritten sie Hand in Hand die Gänge entlang. Fröhlich erzählten sie sich gegenseitig ihre Wünsche. Die eine flüsterte der anderen sogar zu, dass es schöner sei, diese Wünsche zu hegen, als sie auf der Stelle erfüllt zu bekommen.

Dieser ungewöhnliche Sinneswandel schien wie ein Virus auf die Mutter der Zwillinge überzugreifen. Kaum

vom Chauffeur zu Hause abgesetzt, beschloss sie, sich von den meisten ihrer Haute-Couture-Stücke zu trennen und das Collier, das ihr am Morgen mit einem Kärtchen ihres Liebhabers vom teuersten Juwelier der Stadt zugestellt worden war, einer wohltätigen Organisation zu stiften. *Brot für die Welt* vielleicht, oder *Misereor*. Danach trennte sie sich von besagtem Liebhaber per Telefon und entschied sich, ihren Mann zum ersten Mal seit Jahren mit einem selbst zubereiteten Abendbrot zu überraschen.

Der Liebhaber wiederum kreiste gerade, als er ihre Nachricht erhielt, im abendlichen Verkehrschaos auf Parkplatzsuche um seinen Häuserblock. *Kapriziöse Luxusschlampe*, dachte er gereizt. Wütend wie ein in die Arena geworfener Kampfhahn trat er das Gaspedal seines Lancias voll durch, als er bemerkte, dass genau gegenüber von seinem Haus ein Wagen aus einer Lücke scherte. Er hatte den frei gewordenen Parkplatz fast erreicht, da bog plötzlich eine schäbige Rostlaube von der Gegenfahrbahn auf seine Spur und fuhr ohne zu blinken vor ihm in die Lücke.

Seine Faust sauste auf die Hupe hinab. Er bremste scharf, stieß die Tür auf und sprang hinaus in den Schneeregen, bereit, den Fahrer des VW-Käfers aus seinem Fahrzeug zu zerren und ihm sämtliche Knochen zu brechen. Doch dann sah er mitten auf der belebten Straße eine Gestalt stehen, die im Glitzern der Lichter wie von weißem Honig übergossen schien. Sie stand einfach nur da, reglos, ohne den Mund zu öffnen. Lächelnd stieg der Mann wieder in seinen Wagen, fuhr weiter und fand einen Parkplatz ganz in der Nähe.

Das Virus – denn in einigen Kreisen, vor allem an den Universitäten, setzte sich diese Bezeichnung durch – hatte auch ihn erfasst. Das alles geschah an einem einzigen Tag in einer einzigen Stadt, und es war nicht einmal ein Festtag.

Es dauerte nicht lange, bis aus den vereinzelt Fällen eine Häufung, dann eine Epidemie wurde, die bald als Pandemie bezeichnet werden musste. »Keine Hektik mehr, kein Neid, kein Geiz«, stellte der Kommentator der Acht-Uhr-Nachrichten fest. »Keine Rüpeleien in der Fankurve der Fußballarena, kein Mobbing im Büro, keine Gewalt im Wohnzimmer«, ergänzte ein wöchentliches Nachrichtenmagazin. »Keine Unfälle, kein Mord, kein Ehebruch«, staunte die Tageszeitung und fasste betroffen zusammen: »Was ist los mit unseren Politikern?«

Auch aus anderen Städten wurden derartige Vorkommnisse gemeldet, aus Berlin, Köln, Frankfurt und Hamburg. Später kamen London, Paris und Rom dazu. Ähnliches geschah in New York, in Afrika, China oder Indien. So geballt traten die glücklichen Fügungen auf, dass man nicht mehr von einzelnen Wundern, sondern von einer richtigen Zeit der Wunder sprechen konnte. Von ganzen Wundergebieten.

Es schien, als hätte eine neue, verbesserte Generation von Schutzengeln überall auf der Welt ihre Schwingen über Kinder, Männer und Frauen gebreitet.

Nur über eine nicht.



Emma wusste, dass er nicht kommen würde. Er hatte es ihr versprochen, und sie war so dumm gewesen, ihm auch diesmal wieder zu glauben. Jetzt waren es nur noch ein paar Minuten bis Mitternacht. Aber natürlich hatte er es nicht geschafft. Wahrscheinlich hatte er es gar nicht erst versucht. Wahrscheinlich hatte er nicht mal die Absicht gehabt, sein Versprechen zu halten. Wahrscheinlich hatte er sogar schon vergessen, dass sie überhaupt existierte.

Um Mitternacht öffnete sie den Kühlschrank und nahm den Sekt heraus, den sie für eine besondere Gelegenheit aufbewahrt hatte. Mit ungeübten Griffen befreite sie die Piccolo-Flasche von Kupferpapier, Drahtverschluss und Korken. Der Draht schnitt ihr in den mit Farbresten verzierten Daumenballen. Obwohl es keinen Knall gab, sprudelte der Schaum aus dem Flaschenhals über ihre Hand und brannte in dem frischen Schnitt. Hastig setzte sie die Flasche an den Mund und trank. Der erste Schluck schmeckte bitter, der zweite zu süß. *Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag*, dachte sie.

Sie nahm den Sekt mit ins Bad, wo sie ein Pflaster auf den Daumen klebte. In ihrem winzigen Wohnzimmer legte sie eine Schallplatte auf. Danach ging sie ins Schlafzimmer und setzte sich auf den Hocker vor den Schminkspiegel. Sie knipste die Jugendstillampe auf der Marmorplatte an. Nach einem weiteren Schluck stellte sie die Flasche auf den Teppichboden und betrachtete ihr Gesicht in dem ovalen, schwenkbaren Spiegel.

Das Gesicht von Emma, die man an ihrem Geburtstag vergisst.

Zuerst suchte sie nach neuen Fältchen, Krähenfüßen oder vergrößerten Poren – sichtbaren Zeichen unaufhalt-

sam fortschreitenden Alters. Ihre Augen waren je nach Lichteinfall von grau gesprenkeltem Lavendel oder mattem Grün. Mit wenigen Strichen und sparsamen Farbnuancen ließ sich ihre Wirkung verändern, von kühler Gelassenheit zu Hochmut oder verspieltem Mutwillen.

Unter dem Sammelsurium von Parfümflakons, Cremetiegeln, Nagellackfläschchen, Wimperntusche und Lippenstiften lag die Mappe mit den Fotos, die sie vor einigen Wochen für die Dating-Agentur hatte machen lassen, sich aber nicht abzuschicken traute. Die Entscheidung, ihr Glück selbst in die Hand zu nehmen, ängstigte sie. Der Preis dafür auch. Bestärkt durch einen weiteren Schluck Sekt schob sie die Schminkutensilien beiseite und schlug die Mappe auf.

Prüfend betrachtete sie die Bilder. Es war kein einheitliches Gesicht – einigermaßen ebenmäßig, aber ohne vordergründige Glätte. Nicht das Mädchen mit dem Perlenohrring. Bei einigen Aufnahmen wirkte der Mund frisch und leuchtend wie Flieder nach einem Regenschauer im Frühling, auf anderen mehr wie eine Frostblume auf einer Fensterscheibe. Die Nase gerade und nicht groß, dennoch fast kühn, mit Flügeln dünn wie Apfelschalen. Die Haut blass, durchscheinend. Vor allem über den Wangenknochen und der Stirn. Rein, straff, wie poliert.

Das Gesicht von Emma, der man das Blaue vom Himmel versprechen kann, und sie glaubt es.

Wenn sie ein Mann wäre, würde sie sich in dieses Gesicht verlieben – und zwar unsterblich. Alle Achtung, würde sie denken, das ist doch mal ein flotter Pechvogel! Wenn die nicht das Unglück magisch anzieht, wer dann?! Teilt es bestimmt ganz selbstlos mit jedem, der ihr zu

nahe kommt ... Ihr Kopf summt; sie war Alkohol nicht gewöhnt. Eigentlich mochte sie auch gar keinen Sekt.

Was für eine rauschende Geburtstagsfeier, dachte sie, zeig mir mal eine, die es mit dreißig so weit gebracht hat wie du. Da musst du aber lange suchen. Keine Kinder, kein Mann, kein Auto. Bankkonto überzogen, Wohnung nur gemietet – zwei Zimmer, Küche, Bad, alles in den Dimensionen einer Puppenstube.

Ach ja, die Wohnung: Der Putz blätterte von den Wänden, ockerbraune Flecken an der Decke kündeten von lang zurückliegenden Rohrbrüchen, am Türrahmen zog man sich Splitter zu, wenn man nicht aufpasste. Die Fensterrahmen saßen so locker, dass Emma morgens die unter der Regenrinne gurrenden Tauben hören konnte, als hockten die direkt neben ihr auf dem Kopfkissen. Nach einem kräftigen Regenguss bildeten sich Pfützen von der Größe des Bodensees auf dem Parkett unter dem Fensterbrett. Die Stromspannung schwankte, und wenn sie alle Lampen gleichzeitig einschaltete, sprang die Sicherung raus. »Eine Wohnung für Individualisten«, hatte es in der Anzeige im Immobilienenteil geheißen.

Emma stellte sich eine Ansichtskarte vor, die sie in diesem Moment zeigte: eine Frau allein vor ihrem Schminktisch, mit einem Schwips. »Hey, Mark«, murmelte sie, »das bin ich an meinem Dreißigsten! Weißt du noch? Emma? Danke für alles!« Wer sich in dieses Gesicht nicht verliebte, mit dem stimmte was nicht. Sie hatte doch so viel zu geben! Jede Menge Missgeschicke, Pleiten und Pannen. Ich bin's doch, Emma. Der Unglücksrabe. Die Pechmarie.

Ihr Leben war wie ein Blick in ein Kaleidoskop: Bei

jeder Drehung erschien ein neues Bild, aber mochte es noch so bunt funkeln und schimmern, zusammengesetzt war es immer nur aus Scherben.

Es war ja nicht allein der Regenschirm, der mitten im heftigsten Wolkenbruch plötzlich zusammenklappte. Oder der Absatz, der zwischen zwei Pflastersteinen stecken blieb und abbrach. Es war auch nicht bloß der Wagen, der partout nicht anspringen wollte, wenn sie es besonders eilig hatte. Nicht die U-Bahn, die sie unter Garantie verpasste, weil sie den Absatz suchen musste, während der Schirm davonflatterte wie eine aufgeschreckte Krähe. Nicht einmal die verschüttete Rum-Cola, auf der sie beim Tanzen ausrutschte, die sowieso nicht.

Tanzen? Wann war sie das letzte Mal tanzen gewesen und mit wem?

Es war auch die Farbtube, die ihr herunterfiel, wenn sie in der Kirchenkuppel von Sankt Michael den letzten Streifen Himmelblau hinter dem Goldhaar der Putte vertiefte. Natürlich war es genau das Blau, das sie brauchte, um den richtigen Ton der Mischung hinzukriegen. Sie konnte die Tube fallen sehen, von ihrem Platz oben auf dem Gerüst bis ganz nach unten auf den Granitboden. Nein, halt, es war ja *ihre* Farbe: Natürlich landete sie auf der Schulter ihres Auftraggebers, Monsignore Wenzel vom Erzbischöflichen Ordinariat, der gerade in diesem Moment zu ihr heraufschaute.

Ach, und das waren ja nur die kleinen Missgeschicke. Da gab es die Knochenbrüche, die sie sich immer wieder zugezogen hatte, in der Schule, beim Turnen, während des Studiums. Es war der frühe Tod ihrer Mutter, die ihr immer noch fehlte. Es war ihr Vater, der um die Existenz

seines Antiquitätengeschäfts kämpfte, seit sie ihn mit ihrer Tollpatschigkeit beinahe in den Ruin getrieben hätte.

Und es war Mark, der behauptet hatte, sie zu lieben. Der behauptet hatte, nicht ohne sie leben zu können. Der sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, anzurufen, und sei es auch nur, um abzusagen.

Emmas Handy klingelte, ein gedämpftes Surren im Bauch ihrer Handtasche, die auf dem Bett lag. Sie kippte den Inhalt der Tasche auf die Decke, denn das Handy war ganz nach unten gerutscht, und meldete sich. »Hallo? Mark?!«

»Ich bin's, Sera«, sagte eine kurzatmige Frauenstimme. »Hast du keine Mailbox mehr? Ich versuche schon seit Stunden, dich zu erreichen.«

»Ich war mit der falschen Tasche unterwegs«, antwortete Emma. »Meine Mailbox ist voll, und ich weiß nicht, wie man sie leer kriegt.«

Das Klicken eines Feuerzeugverschlusses verriet, dass Sera sich eine Zigarette anzündete. Sie sog den Rauch ein und stieß ihn mit einem kurzen Zischen wieder aus. Emma konnte sie vor sich sehen: am Bühnenausgang, die Haut noch gerötet von der Probe, das Handy zwischen Ohr und Schulter geklemmt. Wie sie gleichzeitig rauchte, den anderen Tänzerinnen zunickte und Schal, Mütze und Mantel anlegte, ohne das Telefon fallen zu lassen. Jetzt fragte sie: »Mark ist nicht da? Er hat dich doch nicht etwa versetzt?«

»Vielleicht ist ihm was passiert«, sagte Emma zaghaft.

»Was soll ihm denn passiert sein?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht hatte er einen Unfall. Vielleicht liegt er schwer verletzt in seinem ...« Sie hielt inne,

weil sie nicht genau wusste, wo der Mann, der nicht ohne sie leben konnte, schwer verletzt liegen sollte. Außerdem wartete sie darauf, dass Sera ihr widersprach.

Sera schwieg. Dann sagte sie: »Das wäre natürlich möglich. Mich hast du ja auch schon in deine Pechsträhne mit reingezogen. Stell dir vor, ich habe doch tatsächlich ...«

»Danke«, unterbrach Emma sie verletzt. »Genau das wollte ich an meinem Geburtstag hören.«

Sera hustete. »Deswegen rufe ich ja so spät noch an«, sagte sie. »Ich wollte dir gratulieren. Dreißig, was? Ist trostlos, ich weiß, man gewöhnt sich nie dran. Aber es gibt noch trostlosere Sachen, glaub mir, Marky Mark hin oder her.«

»Wem sagst du das?«, fragte Emma.

»Dir, aber nicht am Telefon.« Sera seufzte. »Wenn ich mit dir darüber rede, will ich deine Hand halten und an deiner Schulter weinen können. Das schuldest du mir.«

»Ich? Kannst du nicht wenigstens eine Andeutung machen?«

»Männer«, antwortete Sera, »und Zehntausender.«

»Ich verstehe kein Wort.«

»Ich kriege keinen Zehntausender mehr«, erklärte Sera. »Egal, mit wem ich es versuche, ich komme nicht mehr bis nach oben. Früher habe ich einen Zehntausender nach dem anderen geschafft, aber jetzt bin ich nervös und aufgereggt, und irgendwann machen die Kerle einfach schlapp.«

»Vielleicht verträgst du die Höhenluft nicht«, sagte Emma. »Und ich glaube, ich hatte noch nie einen ... Du weißt schon ... Ich weiß nicht mal, wie sich so ein Zehntausender anfühlt.«

»Das meine ich ja. Du färbst offenbar irgendwie ab!«

»Mit Mark bin ich nicht mal in die Nähe von ...«

»Stell dir einen Vulkanausbruch vor«, fiel Sera ihr ins Wort. »Champagnerfontänen. *Ich und mein Magnum.*« Sie seufzte erneut. »Sei froh, dass du den Knaben los bist. Was ist denn mit dieser Partner-Agentur? Hast du die Fotos endlich abgegeben?«

»Ich bin noch nicht so weit«, wich Emma aus. »Und wenn ich mich im Spiegel anschau, entdecke ich nichts als Falten, Krähenfüße und graue ...«

»Ach, das sind nur die sichtbaren Zeichen für die see-lischen Turbulenzen einer Frau, die dreißig wird.« Sera kicherte. »Man zerfällt. Zelle für Zelle zerbröckelt unter dem Ansturm der Jahre, und am Ende ist man tot. Du bist doch Restauratorin. Sieh es als künstlerische Herausforderung, *alfresco* ...« Sie hielt inne. »Da fällt mir ein – hast du noch die Telefonnummer von diesem Anwalt, ich weiß den Namen nicht mehr.«

»Welcher Anwalt?«

»Der für dich und deinen Vater den Prozess gegen euren schmierigen ungarischen Baron geführt hat. Er steht nicht im Telefonbuch.«

»Ach, der. Kant. Erwinnere mich bloß nicht! Was willst du denn von dem? Dass er nicht im Telefonbuch steht, hat bestimmt seinen Grund!«

Julian Kant und der gefälschte Cézanne gehörten für immer zusammen. Beides hätte Emma lieber im Dunkel gnädigen Vergessens belassen. Vor zwei Jahren hatte ein Kunde ihrem Vater ein Gemälde gebracht, ein Stilleben, *nature morte*, angeblich ein früher Cézanne. Ihr Vater hatte sie gebeten, einen Blick darauf zu werfen, bevor er das

Bild zur Versteigerung brachte. Sie brauchte nur wenige Untersuchungen, um festzustellen, dass es sich um eine Fälschung handelte. Handwerklich allerdings eine vorzügliche Kopie. Auch die Expertisen und der Stammbaum des Bildes waren gefälscht.

Der letzte Besitzer war ein ungarischer Baron gewesen, Béla von Salásy, ebenfalls Kunsthändler. Als Emma und ihr Vater ihn in seinem Geschäft aufgesucht hatten, um ihn um eine Stellungnahme zu bitten, hatte er sich verleugnen lassen. Einige Tage später hatten sie einen Brief von einer Anwaltskanzlei erhalten, die sie in Vertretung von Herrn von Salásy beschuldigte, den Ihnen überlassenen echten Cézanne selbst gegen die Fälschung ausgetauscht zu haben. Außerdem hatte die Kanzlei mit einer Strafanzeige wegen Verleumdung und Diebstahls gedroht. Emmas Vater antwortete mit einer Anzeige wegen Betrugs, Nötigung und falscher Anschuldigung.

Beim folgenden Zivilprozess war Emmas Vater durch einen Anwalt vertreten worden, den sie ihm besorgt hatte: Julian Kant. Kant hatte den Fall übernommen und prompt verloren, denn er war der geborene Verlierer, was sonst. Er schaffte es, einen Vergleich auszuhandeln, der Emmas Vater fast ruiniert und seiner Reputation noch mehr geschadet hatte als seinem Bankkonto. Ihr Vater hatte ihr nie einen Vorwurf gemacht. Das brauchte er auch nicht.

Sera sagte: »Ich weiß, er ist ein Loser, aber er war doch so billig, hast du das damals nicht gesagt? Ich will nur, dass er einem Typen einen Brief schreibt, der mich dauernd mit obszönen Anrufen belästigt.«

»Ich dachte, solche Anrufe machen dir Spaß?«



Noel Hardy

Der Advent, in dem Emma ihren Schutzengel verklagte

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41038-1

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Wenn Schutzengel mogeln ...

Die junge Restauratorin Emma ist ein echter Pechvogel. Was sie anfasset, geht schief, vor allem in der Liebe. Als sie aber bei der Arbeit an einem Fresko kurz vor Weihnachten auch noch vom Gerüst fällt und beinahe ums Leben kommt, reicht es ihr: Sie beschließt, ihren saumseligen Schutzengel zu verklagen. Dass der dann tatsächlich vom Himmel auf die Erde geschickt wird, um sich zu verteidigen, hat sie zuallerletzt erwartet. Noch dazu sieht er unverschämt gut aus ... Aber ist er überhaupt wirklich ein Engel?